

Das Honorar

Autor(en): **Colombi, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 46

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

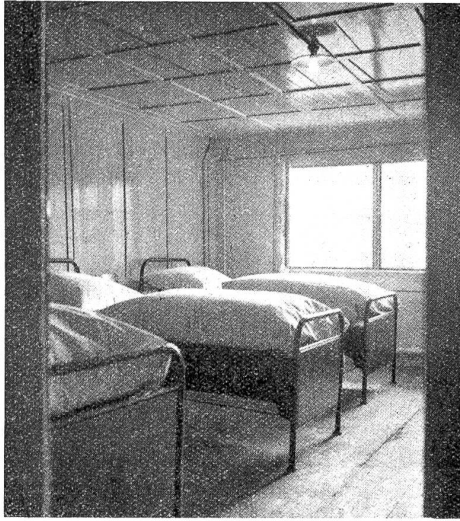
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Speisesaal, das Bureau samt den übrigen heimeligen Wohnräumen und die ausgezeichnet eingerichtete Küche. Im zweiten Stock und im Dachstock sind die hellen, musterhaft sauberen



Schlafsaal.

Schlafzimmer mit guten Betten und der Waschraum mit Bad und Duschen. Von allen Fenstern hat man einen herrlichen Ausblick. Freundlich und idyllisch ist hier die freie weite Landschaft, friedlich und still, so richtig dazu geschaffen, in den Niedergedrückten Frohsinn und neue Lebensfreude zu erwecken. Die 44 Zucharten Land, die zu der Liegenschaft gehören, bieten beste Gelegenheit zu gesunder Betätigung in frischer Luft. Dabei stärkt und stählt sich Körper und Geist, und die Gedanken werden in gesunde Bahnen gelenkt.

Wer das Heim wieder verläßt, geht als ein neuer Mensch ins Leben hinaus. Es ist ein wahrhaft christlichliebender Geist, der in diesem Hause weht. Keiner klopft umsonst an, es wird einem jeden aufgetan. Der Verlassene kann Einfuhr halten, seinen inneren Frieden finden und wieder ein tüchtiger und brauchbarer Mensch werden.

Möge über diesem Heim für Straftatlassene ein glücklicher Stern walten, und dem Wollen auch stets ein Gelingen beschieden sein.

Isolde Rogorisch.

Das Honorar.

Von M. Colombi.

Meine Frau hat mir kürzlich eine köstliche Geschichte vorgelesen. Sie war betitelt: „Mein erstes Honorar“. Ganz angeregt durch diese lustige Sache, wollte sie nun wissen, ob ich mich an mein erstes Honorar erinnern könne? Sie wenigstens erinnere sich des ihren ganz genau.

Da sei einmal ihres Vaters Freund, welcher Schmiedemeister war, gekommen und habe sie gefragt, ob sie eine Eingabe der Hufschmiede an eine militärische Instanz besorgen wolle? Das habe sie nach den gegebenen Anhaltspunkten und mit der ganzen Wichtigkeit ihrer 13 Jahre so gut zuwege gebracht, daß die Eingabe glatt angenommen wurde. Dafür habe sie von den dankbaren Hufschmieden zehn Franken bekommen. Diese zehn Franken seien in eine Schachtel mit Schloß und Schlüssel befördert worden. Gar oft habe sie in der Folge, statt die Strümpfe ihrer vielen Geschwister zu stopfen, die glänzenden Silbermünzen betrachtet, die leise zu orgeln schienen: „Zu was Besserem sind wir geboren.“ Was schließlich aus den beiden Silber-

missionaren geworden sei, wisse sie nicht mehr, sagt meine Frau ein wenig sinnend. Aber etwas von dem kleinen Größenwahn sei ihr doch ihr Lebtag nachgegangen, nämlich die Freude an einem sauberen — Haushaltsbuch. Ich will ihre Bescheidenheit ein wenig aufrichten; aber sie wehrt unwillig ab und heißt energisch:

„Jetzt hast du noch gar nicht gesagt, ob du dich an dein erstes Honorar erinnerst?“

„Wie kann ich etwas sagen, wenn du redest wie ein Buch!“ Ihr Wollknäuel kommt nicht geflogen, was beweist, daß ihre Neugier doch größer ist als ihre Kampflust. Vielleicht auch ist bei mir der Widerschein einer lustigen Erinnerung sichtbar geworden, es ist eben die Erinnerung an mein erstes Honorar.

Vor mehr als dreißig Jahren kam ich als junger Ticinese nach Bern. Meine gute alte Menghin, die Hüterin meiner verwaisten Kindheit, hatte mit vielen Tränen und ungezählten geseufzten und gesprochenen: al me por fiörach (meinen armen Lausbub) mein Ränzeli gepackt, die selbstgewebten Schätze darein verstaut und mir einmal übers andere empfohlen: „Und bring auch deine Sachen ordentlich wieder heim. Und mach, daß du auch so brav und tüchtig wirst da drüben wie dein Vater, dem zweitausend Soldaten gehorchen.“ Die zweitausend Soldaten und der dahinterreitende Oberst waren nun durchaus nicht das Ziel meines Ehrgeizes. Ehrgeiz, offen gestanden, hatte ich überhaupt keinen, dafür aber einen unbändigen Appetit auf neue Horizonte und einen eisernen Willen, die empfangenen Eindrücke mit dem Pinsel festhalten zu lernen. Auf den ersten Blick nahm mich die bernische Landschaft gefangen. Die großen, harmonischen Linien, die Weite der Felder und Wiesen, die schönen Dörfer, der ruhig kraftvolle Fluß der smaragdnen Aare, o Gott, wer das alles malen könnte! Malen dürft! Denn ich durfte nicht. Unter den gestrengen Augen meines Vaters hatte ich mich vorzubereiten, um am Polytechnikum in Zürich aufgenommen zu werden — und wurde es auch, ausgerechnet in dem Moment, wo es bei mir zur Gewißheit wurde, daß ich nichts anderes werden wollte als Maler. Boh Tausend, wie hat da der Herr Oberst „gepölvvert“. Aber der Mann, „dem zweitausend Soldaten gehorchen“, stand nun seinem einzigen, sonst so fügsamen Buben machtlos gegenüber. Mit freundlicher Verbissenheit beharrte ich dabei, Maler zu werden. Da tat der alte Herr das einzig Richtige: er entzog mir den Brotkorb. Nun hieß es: Vogel friß oder stirb. Malen darfst du nun nach Herzenslust, falls du nämlich Farben, Pinsel, Leinwand und ein Stück Brot hast. Und das alles hatte ich nicht immer. Darum sauste ich oft wochenlang mit dem Farbenkarren, der Fassadenleiter und der Papierkappe auf dem Kopf durch die Gassen Berns und strich hier einen Gartenzaun, dort eine Reihe Fensterladen glatt und grün. Hatte ich wieder ein wenig Glüder, kaufte ich Farben und Leinwand und zog hinaus, nicht ins feindliche Leben, sondern recht eigentlich heim in die bernische Landschaft. Je mehr ich sie malte, desto mehr eröffnete sie mir ihre Schätze. Oft aber, wenn ich im besten Schaffen war, ging mir das Geld wieder aus und ich mußte mich bei irgend einem Dekorationsmaler in die Fron geben, um die buchstäblich stumme Klage meiner Kasse zu „geschweigen“. So war auch wieder einmal die Parole geblasen worden: „Fensterladen anstreichen“, aber es war ein wunderbarer Junimorgen, mit sehr weißen Wölkchen, heimlicher Wärme, hellem Buchengrün wunderfarbigen Heumatten usw. In der Nähe des Steinhölzli hatte ich ein Weglein entdeckt — schmal, zwischen hohen Halmen sich dem Waldschatten entgegen schlängelnd. Nur das noch mußte ich malen, dann meinewegen zweitausend Fensterladen! Aber ich hatte keine Leinwand mehr — keinen Faden. Was tut da ein Maler? Er wendet eine verschmierte Leinwand. Aber o weh! Alles schon dawegewesen, alles überschmiert! In meiner Verzweiflung tat ich

dann das Furchtbare. Ja nu, am Abend war das Weglein gefangen, der Helgen gemalt.

Auf dem Bärenplaz war damals ein Buchladen, in welchem ich so oft vorprach, als es Gartenzäune und Fensterladen erlaubten. Der dicke freundliche Buchhändler, den mein leicht gebrochenes Deutsch und mein Gottfried Keller-Hunger interessieren mochten, zog mich oft in ein Gespräch. Eines Tages äußerte er zu meiner Überraschung den Wunsch, mein Atelier zu besichtigen. Er kam auch tatsächlich. Und das Weglein in der heuduftenden Wiese, das kaufte er und zwar für zweihundertfünfzig Franken und lud mich obendrein für den nächsten Sonntag zum Essen ein. Natürlich ging ich hin, mit einer neuen, breiten Cavallière angetan, denn die war damals gerade dernier cri für einen jungen Maler. Ich erschien zwar pünktlich, aber trotzdem als Lechter, so daß die ganze Gesellschaft schon im Salon stand und zwar vor meinem Bilde. Die schmeichelhaftesten Sachen hätte ich nun darüber anhören können, statt dessen verzog mir ein fürchterlicher Lachkrampf die Gesichtsmuskeln.

Nach dem Kauf der Cavallière war mir von den 250 Franken noch eine solche Menge Geldes in den Taschen geblieben, daß ich einen Absteher in die alte Heimat beschloß. Meine alte Menghin würde sich freuen und mein Vater war ja in Lausanne im Dienst. Ich würde also statt väterlicher Predigten, Polpetti mit Bolenta bekommen. Und ich bekam sie auch. Nach dem Essen saß ich rittlings auf dem Steintisch der Pergola. Menghin, die ewig-fleißige, machte sich daran, meine Siebenfachen zu erlesen, um sie wieder in Ordnung zu bringen. Glücklich über meine unerwartete Heimkehr, sprudelte sie alle Neuigkeiten Ravechias herunter, um sich dann plötzlich daran zu erinnern, daß ich ja eine Art

von Schwerverbrecher war, den abzukanzeln ihre heilige Pflicht wäre, weil ich durchaus kein tüchtiger Oberst mit zweitausend Soldaten werden wollte. Und wie um ihr Anteil in dieser traurigen Sache zu er härten, kam jetzt aus meinem Ränzel ein Gegenstand zum Vorschein, der sie verstummten ließ. Es war ein Hemd, dem der hintere, untere Teil amputiert war!

„Car Signor benedetti!“ fuhr Menghin endlich los und nun kam die ganze Lawine von Vorwürfen ins Rollen. Ich hörte vergnügt zu. Einmal würde sie zum Stillstand kommen, die Lawine. Als sie das tat, sagte ich ruhig und würdevoll:

„Jetzt, Menghin, da du endlich nichts mehr weißt, will ich dir erzählen, wo ich diesen Teil meines Hemdes gelassen habe. Er hängt im Salotto eines Signore in Bern und ich habe 250 Franken dafür bekommen. Siehst du nun, Menghin, siehst du nun, daß ich noch viel tüchtiger bin als mein Vater mit seinen zweitausend Soldaten! Hat er je einen seiner Hemdzipfel zu solchem Preis verkaufen können?!“

Meine alte Menghin ist längst kopfschüttelnd ins Haus gegangen, um nach einem Stellvertreter für den Amputierten zu sehen, da fängt meine Frau an zu nörgeln:

„Ja, aber eigentlich waren die zweihundertfünfzig Franken nicht dein erstes, selbstverdientes Geld, sondern das von den Gartenzäunen war's tatsächlich.“

„O du heilige Sachlichkeit! Im Geiste eines gutgeführten Haushaltungsbuches hast du recht. Aber vergiß nicht den tieferen Sinn des Wortes Honorar. Mein erstes Ehrengeld war halt doch dasjenige, das mir der innere Beruf einbrachte, also gleichsam das vom Hemdzipfel!“

Der Minneritter auf dem Lande. Erzählung von Meinrad Lienert. 2

(Copyright by Sauerländer & Co., Marau.)

In der schönen getäferten Stube saßen der Steuereinnnehmer und seine vielfarbige Jungfer Schwester am Ofen. Verwundert schauten sie ihm entgegen: „Ja, habt Ihr denn keine Leute in der Küche?“ fragte die alte Jungfer; „werdet doch den Kaffee nicht selber gemacht haben?“ — „'s ist eben alles im Heu draußen“, machte er verlegen, ein Lächeln versuchend. „Aber Eure Tochter, das Wnseli“, meinte jetzt der Steuereinnnehmer, „ich hab's doch in der Küche bemerkt.“ — „Ja“, antwortete der Alte, „sie hat ja freilich schnell den Kaffee gemacht; aber jetzt ist sie, mein ich, für einen Augenblick hinaus ins Heu, um den Leuten einen Schlud Milch zu bringen. Nun greift zu“, machte er eifrig, „greift zu und laßt's euch schmecken! Nichts für ungut, daß wir's nicht besser haben; wie man's halt etwa auf der Bauernsams hat. Ich will unterdessen das Matli holen.“

Er machte sich rasch davon.

„'s ist doch wunderbar“, redete der Steuereinnnehmer; „es will mich bedünken, dieses Heubergwnseli sei nicht grad besonders gelüftig nach mir, daß es sich gar nicht zeigen will. Ist dem Alten am End gar drausgelaufen. Da müßte ich danken.“

„Ich will einmal einen Blick durchs Fenster tun“, sagte halblaut die ältliche Jungfer; „vielleicht sehe ich sie im Heu. Ich will dann schon herausbringen, wie sie tut, wenn der Alte sie heimholt.“

Sie trat an ein Fenster, schob ein Scheiblein zurück und steckte den Kopf hinaus, wobei sie gar sorglich acht gab, daß ihr regenbogenfarbener Federwald auf dem Hut nicht zu Schaden kam.

„Ich sehe sie nirgends“, machte sie, „und den Bauer auch nicht.“

Jetzt verschüttelte das vor dem Hause stehende Pferd den Kopf, was ein fröhliches Schellengebimmel absetzte. Sie schaute hinab und erblickte einen gradgewachsenen, hübs-

chen Bauernburschen, der dem Pferd eben einen Haufen Heu auf den Scheitblock zugeschoben hatte. „Das ist schön“, rief sie hinunter, „daß Ihr dem Roß für Futter gesorgt habt.“ — „Ja“, kam's herauf, „es frißt gern, hat einen weiten Weg hinter sich.“

Sie sah immer wohlgefälliger auf den sauberen Jungen; ihre Augen strahlten ihn förmlich an. Jedoch er schien es nicht zu bemerken; denn er schaute angelegentlich um die Ecke nach der Scheune, wo man den Alten etwas donnerwettern hörte.

„Kommt doch herauf!“ rief jetzt die Jungfer hinunter: „Ihr seid ja wohl der Sohn des Heubergbauers?“ — „Nein“, gab der Bursche verlegen, zögernd, zurück; „ich bin nur sein Küstnechtlein.“ — „So“, machte sie enttäuscht. „Ich hielt Euch wahrhaftig für den Sohn.“

Ihre Augen wollten nicht von dem wohlgewachsenen Burschen loskommen.

„Sepp, Bub!“

Der Junge ward blutzündrot.

„Sepp, hast du denn die Ohren im Sad!“ rief's von der Scheune her. „Die heillose Hexe hat sich ins Heu ver-troffen und will einfach nicht kommen. Es möchte einer weitstanzig werden. Jetzt geh hinauf zum Steuereinnnehmer. Die Jungfer will dich sehen. Sei kein Schaf und geh hinauf, sag ich! Wenn sie auch nicht die Jüngste ist, so hat sie doch brav Geld im Beutel. Und hast du Geld, bist du ein Held und hast die Welt. Wo bist denn jetzt?“

Der Heubergbauer trat um die Hausecke. Oben, neben dem Stiegenbrüdlein, ging leise ein Scheiblein zu.

„Ja, der Donner abeinander“, knurrte der Alte in sich hinein; „was ist denn jetzt das; ist denn heut alles verhext auf meinem Hof? Dort läuft ja der Sepp wahrhaftig zu den Heuern. Sepp, Sepp!“ lärmte er. Er trampelte faulend und fluchend seinem Sohne nach. Aber als er feu-